

Yoram Kaniuk: Der letzte Berliner

Der 1930 in Tel Aviv geborene Yoram Kaniuk gilt als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Israels. Setzte er sich in den 80er Jahren für einen Dialog Israels mit den Palästinensern ein, wurde er in Deutschland vor allem durch seine Kontroverse mit Günter Grass über den Golfkrieg bekannt, in der er dem Autor der „Blechtrommel“ (und nicht nur ihm) mangelnde Solidarität mit Israel vorwarf. Unter anderem die Reaktionen auf diese Kontroverse veranlassten Kaniuk zur Veröffentlichung eines Buches über die Beziehung von Deutschen und Juden, das Edgar Illert mit wachsender Spannung gelesen hat.

Eins vornweg: „Der letzte Berliner“ ist ein Buch, das für Deutsche geschrieben wurde, obwohl es mit ihnen alles andere als sanftmütig umgeht. Dafür spricht schon der Wille des Autors, es vor seiner hebräischen Veröffentlichung in Deutschland erscheinen zu lassen. Und es ist ein faszinierendes Buch – ganz egal, wie man zu Kaniuks Einschätzungen und Schlussfolgerungen stehen mag. Und es ist kein einfaches Buch.

Die Schwierigkeit fängt schon damit an, als was man „Der letzte Berliner“ eigentlich kategorisieren kann. Ist es ein Reisebericht (der Autor berichtet über seine zahlreichen Deutschlandreisen, die er nach seiner langjährigen Weigerung, das Land der fabrikmäßigen Judenvernichtung zu besuchen, seit 1986 unternahm – seine erste Deutschlandreise 1984 war ein Transit mit einem Nachtzug von Kopenhagen nach Paris)? Ist es eine Anekdotensammlung (Kaniuk beschreibt seine Treffen mit Deutschen, deutschen Juden und Juden während dieser Reisen und zwischen ihnen)? Oder ist es die Fortsetzung der Geschichte des Jungen Uri, der sich bei seinem Streifzug durch das Gegenwarts-Berlin anhand eines Stadtplans aus dem November 1939 orientiert, den sein Großvater, der damals seine Frau in dieser Stadt zurücklassen musste, ihn spielerisch „auswendig lernen“ ließ?

Ich glaube, es ist von allem etwas, ein durch Geschichten mosaikartig zusammengefügtes Essay über die Unmöglichkeit und doch Notwendigkeit eines deutsch-jüdischen Dialoges. Ein Dialog, der sich nicht auf die rationale Ebene beschränken darf, hat doch gerade die Rationalität zur Effektivität des Holocaust (= Brandopfer, ein Wort, das der Autor nicht mag, es nichtsdestotrotz aber immer wieder benutzt) beigetragen. Eine Rationalität, die Avner Less, der Bewacher Eichmanns, an seinem Gefangenen über alle Maßen bewunderte. Kaniuk hat seine „Dialektik der Aufklärung“ gelesen.

Das Buch will Emotionalität, will provozieren, weil sein Autor verstehen will, wie in einem Land, zu dessen Kultur er sich wie zu keiner anderen hingezogen fühlt – er erwähnt unter anderem Goethe (natürlich), Hölderlin, Kleist, Heine, Thomas Mann und Beethoven –, zu einer Zeit, in der die deutsch-jüdische Kultur einen Höhepunkt erfuhr, sich etwas entwickeln konnte, das in der menschlichen Geschichte einzigartig dasteht. Er, der zwar in Israel geboren, in Deutschland aber gezeugt wurde, leidet an der deutsch-

jüdischen Geschichte und versucht die Grundbedingungen eines erneuten deutsch-jüdischen Dialogs zu erkunden. Er verwirft dabei vorgeblich leichte Lösungen: Er wendet sich gegen das Verantwortlichmachen einer nationalsozialistischen Führungsclique allein, die das „deutsche Volk verführt“ habe, ebenso wie gegen die These von der Kollektivschuld. Was er verlangt, ist eine Kollektivverantwortung, dass jeder Deutsche in seinem eigenen „Keller“ nachforscht, was zu jener Zeit passiert ist und wie und warum es passieren konnte.

Exemplarisch hierfür steht Hilde Schramm, die Tochter Albert Speers und Spielkameradin der Kinder Martin Bormanns und Joseph Goebbels'. Sie widmete als Erwachsene ihr Leben dem Kampf gegen die Rückstände der Nazizeit. Von ihr sagt der Autor: „In ihr fand ich die Aufrichtigkeit, die Anständigkeit, den Schmerz, doch auch die Zuversicht und die Sensibilität im Umgang mit dem Verlust des jüdisch-deutschen Dialogs, die ich so lange vergeblich bei den Deutschen gesucht hatte.

Die „Geschichte des Holocaust“ sieht Kaniuk nicht aufgearbeitet, trotz oder gerade wegen der öffentlichen Etappen ihrer Aufarbeitung. Die Nürnberger Prozesse hätten eine Aufarbeitung eher verhindert, weil nicht Vergeltung, sondern Verstehen vonnöten gewesen wäre. Ein jüdisches Museum leiste der Kommerzialisierung der Leiden Vorschub. Und so weiter, und so weiter. Und Kaniuk findet in seinen Reisebeschreibungen scheinbar mühelos Belege für seine These von der „gescheiterten Aufarbeitung“.

So sieht der Autor in Martin Walsers „Schlusspunktforderung“ einen illustrierenden Beleg dafür, dass die überwältigende Mehrheit der Deutschen überhaupt noch nicht verstanden hätte, was sie den Juden – und damit auch sich selbst – angetan hat. Ein Unverständnis, das sich auch in der fehlenden Solidarität mit Israel während des Golfkriegs ausdrückte, ein Unverständnis, das jüdische Trauma zu verstehen, für das Deutschland die Verantwortung trägt.

Yoram Kaniuk hat mit den überlebenden Opfern des Holocaust gesprochen, die sich durch ihr Überleben schuldig gegenüber den ermordeten Opfern des Holocaust fühlten und diese Schuldgefühle in psychotherapeutischer Behandlung versuchten aufzuarbeiten, und er will anhand dieses Buches mit den Tätern ins Gespräch kommen, um diese von der Notwendigkeit einer „Therapie“ zu überzeugen.

Dabei hat dieses zutiefst moralische Buch alles andere als einen moralischen Ton: Es kommt mit einer Leichtigkeit des Formulierens daher, die scheinbar mühelos in die Übersetzung hinübergerettet wurde, es ist von einem allgegenwärtigen, mitunter bissigen Humor – kurz: Yoram Kaniuks „Der letzte Berliner“ ist ein im besten Sinne des Wortes aufregendes Buch.

Yoram Kaniuk: Der letzte Berliner. Aus dem Hebräischen von Felix Roth. München 2002. List Verlag. € 18,-